

## “Vom Oben und Unten am Ende der Hoffnung”

**Wiens berühmtes Obdachlosenasyll hütet Geschichten des Scheiterns. Es war einst auch Hitlers Herberge. Jetzt steht es vor der Schliessung**

von Verena Mayer

Wien, im Februar. Höher kann man in Wien nicht blicken. Wer in der Meldemannstraße am nördlichen Stadtrand um die Ecke biegt, hat plötzlich einen imposanten Turm aus Stahl und Glas vor sich, den "Millenniumstower", Wiens höchstes Gebäude. Tiefer kann man in Wien aber auch nicht sinken. Ein paar Häuserblöcke vom Millenniumstower entfernt befindet sich das Männerasyl, wo Abend für Abend alle jene eintreffen, die nichts mehr zu verlieren haben - Alkoholranke, Drogensüchtige, Psychiatriepatienten, die kein Krankenhaus mehr will. Nirgendwo liegen in Wien Größenwahn und Illusionslosigkeit so nahe beisammen wie in dieser grauen Straße im zwanzigsten Bezirk.

Das Wohnheim hat Geschichte geschrieben. Adolf Hitler verbrachte hier die Jahre 1910 bis 1913. Bald wird es nur mehr Geschichte sein: Das Männerasyl wird aufgelassen, die Bewohner ziehen derzeit um in einen Neubau am Stadtrand. Es ist ein beeindruckendes Gebäude, das da verlassen wird. Mit seiner Gründerzeitfassade und dem hellen Anstrich hat es fast etwas von einem kleinen Palais. Nichts deutet daraufhin, dass dieses Haus die letzte Station des sozialen Abstiegs ist. Es ist schon deshalb eine Wiener Institution, weil es sich so nahtlos in die Zuckerbäckerfassaden einer Stadt einordnet, in der Repräsentation seit jeher das Wichtigste ist. Egal, welche Abgründe dahinter schlummern - Hauptsache, es sieht schön aus.

Unten ist am schlimmsten. Unten, im Erdgeschoss des Männerheims, gibt es nur einen einzigen Schlafsaal. Ein eisernes Bettgestell reiht sich an das nächste, die bekritzelten Wände sprechen die Sprache derjenigen, für die das Wort Zukunft nur mehr bedeutet, ihren Schlafplatz am nächsten Morgen schon wieder räumen zu müssen. Vor dem Schlafsaal bittet jemand um "eine Kleinigkeit für einen Obdachlosen". Im ersten Stock ist es auch nicht viel besser. Die Einzelzimmer, die hier die langen Flure säumen wie Gefängniszellen, sind gerade einmal so groß wie Liegewagenabteile im Zug und teilweise nur durch Gitterwände voneinander getrennt. Abgerechnet wird monatlich. Die "Kleine Kabine" kostet im Sommer 26,40 Euro, im Winter 50,40 Euro, wegen der Heizkosten.

Dabei galt das Männerheim zur Zeit seiner Eröffnung als modernste soziale Einrichtung des Habsburgerreichs. Vom Kaisers und von wohlhabenden jüdischen Familien finanziert, war der Lebensstandard im Obdachlosenheim höher als in den Arbeiterunterkünften der Peripherie, die es umgaben. Mehr als 500 Bewohner konnten in Einzelkabinen untergebracht werden, alles sollte dazu dienen, "dem Mieter nicht blos Obdach, sondern auch den Komfort der Reinlichkeit und der Körperpflege zu bieten, ihn geistig zu heben und zu erziehen", heißt es im Jahresbericht der "Kaiser Franz Joseph I. Jubiläums-Stiftung für Volkswohnungen und Wohlfahrtseinrichtungen". Es gab Küchen zur Selbstversorgung, Gemeinschaftsräume, in denen die Zeitungen bereit lagen, und moderne Sanitäranlagen. Dreißig Kreuzer kostete das "Märchen von einer himmlischen Unterkunft auf Erden", wie die Presse damals schrieb. "Ich darf hier aussprechen, daß wir Deutsche um diese Anstalt Oesterreich aufs Äußerste beneiden", wird ein "Herr Professor Dr. Albrecht aus Berlin" im Jahresbericht 1910 zitiert.

Im selben Jahr nahm auch der bekannteste Bewohner der Meldemannstraße Quartier.

Wie Hitler im Heim lebte, hat Brigitte Hamann in ihrem Buch "Hitlers Wien" beschrieben: Bei der Aufnahmeprüfung an der Kunstakademie durchgefallen, malte Hitler seine Bilder, die sein Mitbewohner Reinhold Hanisch, ein Stadtstreicher aus dem Sudetenland, zu verkaufen versuchte. Das Geschäft ging schlecht, und Hitler tat sich Hanischs Aufzeichnungen zufolge in erster Linie durch Geschrei und Tiraden hervor. "Während ich mich abmühte, Rahmenhändler und Tapezierer zu bearbeiten, setzte er sich morgens im Heim hin, um zu zeichnen. Aber dann fing schon das Politisieren an, und für gewöhnlich wurde er der Wortführer."

Es waren keineswegs nur gescheiterte Existenzen, die in Hitlers Tagen das Asyl bevölkerten. Das Männerwohnheim richtete sich vor allem an die Bettgeher, die man von der Straße, aber auch von ihren Gastfamilien fernhalten wollten. Zwei Drittel der Bewohner waren unter 35 Jahre alt und gingen ihren Berufen nach, sie waren Schlosser, Schmiede, Kutscher oder Kellner.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen vor allem Stadtstreicher das Heim, Männer mittleren Alters, die in Wien liebevoll "Sandler" genannt werden. Herr Hiebler, ein weißhaariger Alter, der auf seiner Bettkante hockt wie ein Vogel auf der Stange, stammt aus dieser Zeit. Früher war er Elektromonteur, dann hat er auf seinem Arbeitsplatz "ein bisserl was mit der Kassa gehabt", wie er es ausdrückt. "Hollodero" sei es gegangen, "Zins nicht bezahlt, eineinhalb Jahre auf der Straße, das Übliche halt." In den Kreislauf aus Abwarten und Geschehenlassen, der Jahrzehnte lang soziale Einrichtungen wie diese prägten, hat er sich schnell eingefügt. Die meiste Zeit sitzt er in seiner mit Flaschen, Lebensmitteln und Kleidungsstücken vollgestopften Kabine, meistens allein, eine Zigarette nach der anderen drehend und den Blick auf den Fernseher gerichtet. Aber er weiß zumindest, wo es besser ist. Oben, im dritten oder vierten Stock nämlich, wo die Zimmer größer, die Flure heller und die Bewohner mit ihren Betreuern per du sind.

Wer oben wohnt, ist nicht nur in der Hierarchie des Heimes an die Spitze gelangt, er steht auch mit einem Fuß im normalen Leben. Der dicke Mittfünfziger in der Jogginghose, der Besuchern so galant die Tür aufhält, will sich daher auch nur als "Figaro" vorstellen und nichts Näheres über sich erzählen. Leute wie er landen aus den immer gleichen Gründen in die Meldemannstraße: Scheidung, Arbeitslosigkeit, Verlust der Wohnung. Jetzt verdient der Friseur sein Geld damit, Perücken zu frisieren. Das Grundgesetz der Wiener, die Fassade aufrechtzuerhalten, egal, was passiert, hat der "Figaro" verinnerlicht: Obwohl er seit fünf Jahren im Heim wohnt, ahnen die meisten seiner Freunde nichts davon. Aber er weiß zumindest, was noch schlimmer ist. "Die da unten" nämlich, "die aus dem Erdgeschoss", die den ganzen Tag nur besoffen oder zugehörnt im Park hocken würden und zum schlechten Ruf der Obdachlosen beitragen würden.

Herr Holzinger, dem das Raucherbein amputiert wurde und der nun von 1000 Euro Rente in seinem kleinen Kämmerchen wohnt, stimmt in das Gezeter mit ein. Bei der Weihnachtsfeier hätten welche erst gierig Brot gehortet und dann einfach wegschmissen. "Alles lauter Staubsauger da unten, so sagt man das bei uns, einer gieriger als der andere." "Alle zum Auffädeln", ergänzt der magere Mann Herr Friedel mit den verfilzten Haaren.

Viel anders ging es vor neunzig Jahren wohl auch nicht zu. "Feindliche Blicke flogen,

recht ungemütlich mitunter", notierte Hitlers Mitbewohner Hanisch über die Sitten im Heim. Auch damals gingen manche Bewohner arbeiten, "der erste Schnee sah uns als Schneeschaufler", schrieb Hanisch, andere bettelten bei Verwandten um Geld. Vermutlich könnte er auch noch ein weiteres Jahrhundert so laufen, dieser Alltag, den der fröhliche Betreuer Robert Polack so schildert: "Sechs Uhr Dienstübergabe, sechs Uhr dreißig Lebendkontrolle, das heißt, durch die Zimmer gehen und genau schauen, denn es ist schon vorgekommen, das wir Tote finden. Dann Erledigungen machen, und am Abend, wenn die Leute zu trinken und zu streiten beginnen, fängt die Arbeit erst richtig an."

Doch die Zeiten haben sich verändert. Den klassischen Penner mit seinem Alkoholproblem gibt es nicht mehr, inzwischen suchen vor allem wieder die Jüngeren hier Unterschlupf. Und das sind die wirklich schwierigen Fälle: Gerade einmal ihrem Elternhaus entwachsen, sind sie von Drogensucht oder einer psychischen Krankheit aus der Bahn geworfen und äußerst schwierig im Umgang.

"Das hat uns vor ganz neue Aufgaben gestellt", sagt Monika Wintersberger, eine junge Frau mit dunklen Locken und seit zwei Jahren Chefin des Hauses. Voll Energie spricht sie davon, dass sie ihre "Leute lieber fit machen will als sie zu verwahren" und die Bewohner auf einen Alltag nach dem Heim vorbereitet werden müssten. Wenn man sie über "qualitätsvolle Unterbringung" reden hört und den Blick über die vielen Flipcharts in ihrem Büro gleiten lässt, hat man den Eindruck, weniger einer Heimleiterin als der Managerin eines Hotels gegenüber zu sitzen. Ein wenig soll es das ja auch sein, das neue Heim in der Siemensstraße, mit seinen Einzelduschen und den komfortablen Zimmern. In nächster Zeit übersiedeln die meisten der 300 Bewohner in den Neubau. Das Gebäude selbst wird, so heißt es, in ein Studentenheim verwandelt.

Und die Vergangenheit? Monika Wintersberger sagt stets "der Herr Hitler". Sie sagt das zwar mit einem distanziert-ironischen Zucken um den Mund, aber es ist derselbe Ton, mit dem sie über jeden widerborstigen Bewohner redet. "Der Herr Hitler wird von uns eher belächelt. Dem verdanken wir zwar den Medienrummel, aber der ist für uns gar nicht da." Manchmal kommen Touristen in die Meldemannstraße, das schon. Die wollen dann sehen, wie "der Adolf gewohnt" hat. Hinein gelassen werde man aber nur nach vorheriger Anmeldung. Dann macht einer der Pensionisten, der schon seit vierzig Jahren im Heim lebt, eine Führung durchs Haus. Die Bewohner werden ungerne an die historische Bedeutung ihres Hauses erinnert. Allenfalls wird spekuliert, wo Hitler eigentlich übernachtet hat. "Auf 126", behauptet der dicke Friseur, "bei mir im vierten Stock oben", schwört Betreuer Robert Polack.

In den letzten Tagen des Heims war der Rummel um die Meldemannstraße größer als sonst. Denn wie immer in Wien, wenn eine Institution im Rampenlicht steht, nützt jemand die Gunst der Stunde, um selbst ein wenig von dem Licht abzubekommen. In diesem Fall inszenierte der Regisseur Hubert Kramar vor einigen Monaten im hinteren Aufenthaltsraum George Taboris Stück "Mein Kampf". Kramar, so etwas wie ein österreichischer Christoph Schlingensiefel, konnte mit dem Thema Hitler schon große Erfolge verbuchen: Anfang 2000, als gerade alle Welt auf Wien schaute - es war der Beginn der FPÖ-Regierungsbeteiligung - erschien er als Hitler verkleidet auf dem Wiener Opernball. In Taboris Stück trifft der Jude Schlomo im Männerheim auf den jungen

Hitler. In Kramars Inszenierung spielten einige Bewohner Obdachlose, im Zuschauerraum saßen dichtgedrängt die Männerheimbewohner, die es sich nehmen ließen, ihren Zimmernachbarn auf der Bühne zuzujubeln. "Wir sind hier eine unterprivilegierte, aber zivilisierte kleine Gemeinschaft", sagte der Darsteller des obdachlosen Jude Schlomo im Stück, und aus einem der Eisen-Betten auf der Bühne ertönte "Halt's Maul".

Und so wird man die Meldemannstraße auch in Erinnerung behalten: Als Ausschnitt einer Stadt, in der Grant und Größenwahn nahtlos ineinander übergehen, als Wiener Mikrokosmos, in dem die Unteren über die herfallen, denen es noch schlechter geht. Unlängst haben die Bewohner des vierten Stocks durchgesetzt, dass die Türen ihres Flurs abgeschlossen werden müssen. Es könnten sich nachts ja "die Fixer von unten" einschleichen und klauen.